

Unbehagen

Bis hierher hat sich die Ich-Erzählerin durchgebissen, als ein Traum sie dazu veranlasst, transgenerationale Hintergründe zu ergründen.

Es ist, was es ist, das Leben. Sich beklagen nützt nichts, sich selbst bemitleiden ändert nichts. Als die emotional distanzierte Mutter starb, war diese 28 Jahre älter als die Erzählerin (Chantal LeMoign). Erst heute, da sie älter ist als ihre Mutter damals, schüttelt sie über ihre damalige Einschätzung, ein Lebensalter von 65 Jahren sei ja auch ausreichend alt, unverständlich den Kopf. Erst ein abstruser Traum beseelt sie in «Maman» nach dem gleichnamigen Roman von Sylvie Schenk mit einem hartnäckigen Unbehagen, vormals vielleicht doch zu lapidar über Gegebenheiten hinweggesehen zu haben. Also begibt sie sich auf die Recherche, was über das Vorleben ihrer in sich gekehrten Mutter, die jedem potenziellen Konflikt mit einem Griff zum Strickzeug ausgewichen war, überhaupt möglich ist. Halb erscheint es in der Inszenierung von Anna Papst, als wäre die Erzählerin selbst irgendwo zwischen befremdet und amüsiert über diesen sie plötzlich überkommenden Drang nach Herkunftswissen. Halb wirkt sie über die ersten Misserfolge wie «das Archiv ist ausgebrannt» auch erleichtert. Allein die Live-Musikspur

von Roland Bucher und Raphael Loher suggeriert irgendwo im Ungefähr eine flirrende Spannung, die das Unbehagen verstärkend bis weiter verstörend begleitet, um dann unvermittelt auch in einen Trost spendenden Wohlklang zu kippen. Mit zunehmender Dauer entwickelt die Spurensuche einen Ehrgeiz in der namenlosen Erzählerin, die über eine recht geraume Zeit noch immer davon überzeugt ist, mit ihr als Person hätten die tröpfchenweise eruierbaren Fakten über die Lebensgeschichte ihrer Mutter und deren Vorfahr:innen rein gar nichts zu tun. Erst mittelbar, nach der Offenlegung einer ziemlich ernüchternden Fortfolge von schicksalshaften Gegebenheiten, die in ihrer Summe keine Weichzeichnung mehr zulassen, beschleicht sie ein empathisches Empfinden und sie findet erst darüber einen Zugang zu sich selbst und der eigenen Involvierung. Mit dem Geburtsjahr 1918 als uneheleiche Tochter einer Textilarbeiterin geboren, die noch im Kindsbett verstorben war, lagen für ihre Mutter weder eine fürsorgliche Liebe noch eine selbstbestimmte Lebensführung in Reichweite. Eine Adoption schien dies ausgleichen zu vermögen, bis dieser angebliche Makel ausgerechnet vor ihrer eigenen Hochzeit ruckbar geworden war und in der Folge alle Unbekümmertheit wieder aus ihrem Leben riss. Chantal LeMoign changiert furios mit dieser Vielzahl existenzieller Regungen. *froh.*

«Maman», bis 28.11., Kellertheater, Winterthur.



(Bild: Xenia Zezzi)